

Offenbarung

Autor(en): **Trabold, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573473>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

„Nein, nein, laß nur, ich mag nicht essen!“ wehrte Michel ab. „Und ich brauche auch keine ganze,“ rief der Geizhals erfreut; „der Michel und ich teilen dann; zwei langen schon.“ Wegen Nichtgebrauch war die Glocke schier eingeroftet; als aber die drei am Abend hinter ihrer angebrannten Mehlbrühe saßen, schnellte die steckengebliebene Klingel zurück und gab einen grell tönenden Schall von sich.

„Wer mag das schon wieder sein?“ wunderte Maribeth. „Wenn's nur jemand wäre, der Geld brächte!“ verlegte ihr Gatte.

Sie lehnte sich aus dem Fenster, um nachzusehen, schrie indes nach einer Weile: „Gott und alle Heiligen! Es ist niemand draußen und ringsum alles still. Es hat sich einer geübelt; aber wer mag's nur sein? Ich wüßte keinen Menschen weder unter den Nachbarn noch in der Verwandtschaft, der schwer krank ist.“

Dem Michel fiel der Löffel aus der Hand, und er meinte, das Blut in den Adern wolle ihm erstarren. „Laßt uns,“ preßte er mühsam hervor, „für die an uns denkende sterbende Person fünf Vaterunser beten!“ Die Verwandten taten nach seinem Vorschlag. „Iß nur fertig, Michel!“ mahnte die Schwester, als das Gebet gesprochen war.

„Ich mag nicht mehr; ich habe keinen Hunger.“ Der weitverbreitete Glaube, daß Sterbende sich ihren Freunden oder Feinden bemerkbar machen können, ist auch in Waldweilen und Neuheim zu Hause.

Michel begte keinen Zweifel daran, die Grundbäuerin sei soeben gestorben, hütete sich jedoch wohl, genauer nachzuforschen. Er floh die Menschen vielmehr, redete nur, was unbedingt nötig war, und konnte stundenlang auf den gleichen Fleck hinstarren. Die Verwandten waren überzeugt, seinem Weggang vom Grüngrundhof müsse etwas Außerordentliches zugrunde liegen. Mehrmals drang die Schwester in ihn, ihr doch mitzuteilen, was geschehen, brachte indes nichts anderes aus ihm heraus als den Satz: „Die Jungen sind halt nicht mehr die Alten!“

„Mußt ihn nicht nötigen und quälen,“ belehrte sie der Franztoni eines Tages; „ich glaube, er läuft eher davon, als daß er mit der Sprache herausrückt, und das wäre höchst fatal für uns; denn wir bekämen ja keinen andern, der uns umsonst arbeiten würde.“

Der Herbst war schon ziemlich vorgerückt; Franztoni hatte Heu und Obst unter Dach, und die Streue war gemäht.

„Michel,“ begann er eines Abends nach dem Essen, „wenn ich dich wär, so ginge ich wieder nach dem Stilltal; sie müssen dich aufnehmen; du hast es ja schriftlich!“

„Dorthin mag ich nicht mehr,“ erwiderte der alte Knecht erschrocken aufstehend. „Kann ich nicht mehr arbeiten, so zehre ich an meinem verdienten Geld, und ist das aufgebraucht, so finde ich wohl ein Plätzchen im Armenhaus wie noch viele andere alte Dienstboten.“

„So, das wär' was Gescheites, du Lappi! Dadurch kämen ja wir zu Schaden; kannst du umsonst auf dem Grüngrundhof sein, so brauchst du ja dein Geld nicht, und wir können dich beerben, andernfalls könnte es leicht dazu kommen, daß wir noch für dich bezahlen müßten,“ keiften Schwester und Schwager einmütig. Das sah der Michel ebenfalls ein, schob jedoch das Fortgehen solange als möglich hinaus; immer wieder sah er eine Arbeit, die noch gemacht werden mußte, und trölte tagelang an Dingen herum, die er sonst in einer Stunde fertiggebracht.

„Ob dem ewigen Geleier will ich vor Aerger nicht grau werden!“ schalt der Franztoni, zu seinem Weibe gewandt; „wir geben ihm einfach nicht mehr zu essen, dann bekommt er schon Weine.“ Gesagt, getan. Das Manöver erwies sich sehr wirksam. In einer trübten Oktobernacht wandte der an Leib und Seele zerschlagene Greis spät dem Grüngrundhof zu, der im stillen Frieden dalag. Alles schien zu schlafen. Michels zerrütteter Geist empfand eine kindische Furcht vor dem Hause des Todes; das geringste Geräusch sprach ihm von der jungen hingeshiedenen Frau. In der Scheune knarrte ein vom Wind bewegter Fensterladen; er meinte darin ihren letzten Seufzer zu hören. Im Dunkel der Nacht stiegen schreckliche Bilder vor ihm auf, beim Ruf

eines Nachtvogels fuhr er zusammen. Zögernd griff er nach dem messingenen Glockenzug und ließ ihn wieder los; denn er war kalt wie das Glied einer Leiche. Erschöpft sank er auf die Hausbank nieder mit dem Voratz, die Nacht da zuzubringen. Ein schauriger Herbstwind wehte durch seine dünnen Kleider, und ein heftiger Schüttelfrost packte ihn. Einen Moment vergaß er darüber die ihn ängstigenden Spußgestalten, stand auf und zog die Glocke. Schriell löste sie durch das stille Haus. Gleich darauf entstand Leben im Innern; Schritte kamen den Gang entlang; die Türe ging auf; das helle Licht blendete des Alten Augen, sodas er sie einen Moment schließen mußte; doch hatte er bereits die als tot betrauerte Bäuerin und hinter ihr das freundliche Gesicht des Grüngrunders erkannt, vor dessen Zorn er sich fast ebenso gefürchtet hatte, wie vor dem Geist der durch seine Schuld ungelommenen Frau. „Wie, Ihr seid's, lebhaftig, Michel?“ grüßte ihn Anna freundlich. „Noch ist keine Stunde vorüber, daß wir von Euch geredet haben, gelt, Fritz?“ wandte sie sich zurück nach ihrem Mann. „Ja freilich,“ bestätigte dieser, ersichtlich gutgelaunt, „und morgen wollte ich mich ganz bestimmt auf den Weg nach Neuheim machen und Euch zurückholen. Wir vernahmen erst kürzlich, daß Ihr bei Eurer Schwester Unterschlupf gefunden. Willkommen, alter Michel, im Grüngrundhof!“ „Aber was stiert Ihr mich so an?“ begann die Bäuerin wieder. „Meint Ihr etwa, Ihr habet es mit einem Geist zu tun?“

„Ja, das habe ich zuerst geglaubt!“ schluchzte der Greis, in Tränen ausbrechend. „Gott sei's ewig gedankt, daß Ihr noch am Leben seid!“

„Nahe genug ist mir allerdings der Tod gestanden,“ fuhr sie, die Stubentüre öffnend, fort und rückte ihm einen Sessel zurecht. „Mehrere Tage schwebte ich zwischen Leben und Tod, und vor kaum sechs Wochen war ich noch in Gefahr, ganz zu erlahmen. Ja, Michel, so vergeht einem der Uebermut! Dester's dachte ich Eurer Strafpredigt am Pfingsttag, als ich sah, wie Fritz, so treu um mich besorgt, alles aufbot, mich am Leben zu erhalten, und keine fünf Minuten von meinem Lager wich. Eines Tages versprach ich ihm, das Tanzen aufzugeben, weil er es nicht liebt; er wollte aber nichts davon hören. Wenn du an der Fastnacht gesund bist,“ sagte er, „begleite ich dich gerne ins Kreuz oder in den Stern; ich sehe dich lieber einen lustigen Walzer tanzen als hier auf dem Krankenlager liegen!“

„Das versteht sich doch am Rand!“ wehrte Fritz das Nüchmen ab.

„Ich komme aber auf keinen Fall mit,“ behauptete Anna. „Unser zu früh geborenes Bublein ist so schwach und zart, daß ich's nicht übers Herz brächte, dem Vergnügen nachzulaufen und es fremden Händen anzuvertrauen.“

„Was? Auch das Kind lebt?“ rief Michel erstaunt.

„Ja, wir haben einen schönen Jungen, der täglich zusehends kräftiger wird,“ schloß Anna mit Mutterstolz.

„Setzt aber geh' und koch' unserm lieben alten Michel etwas zu Nacht!“ mahnte der Bauer; „er ist gewiß hungrig.“

Bei einem schnell bereiteten Nachtessen saßen die drei noch eine Weile beisammen, und immer mehr tauchten dabei die Herzen auf. Alle waren glücklich über dieses Wiedersehen, aber am allermeisten der vergräunte, verschuppte Michel — verschupft von seinen nächsten Verwandten! Schon jetzt und die folgenden Tage, immer klarer erkannte der Michel, wie die schweren Prüfungen das ungleiche Paar sich besser und inniger verstehen gelehrt hatten und daß ein ganz anderer Geist, der Geist der Liebe und des Friedens, im Hause wehte. Allein auch auf sein Gemüt übte er einen wohlthätigen Einfluß aus, und als erst der kleine Stammhalter zu trippeln und zu plaudern begann, ging ihm eine völlig neue Welt auf, und er fand nicht mehr Zeit zu nutzlosem Grübeln.

Schon deshalb hatte sich Fritz eine heitere, lebhaftere Lebensgefährtin gewählt, damit seine Kinder aufgeweckter und lebensfroher würden, als er es selber war. Und sein Wunsch erfüllte sich. Nach wenig Jahren wandelten vier muntere, gut erzogene Kinder das Stilltal zu einem Frohtal um.

Offenbarung.

Das ist der Frühling, Kind, der durch die Bäume
Wie lauer Windhauch leise, flüsternd geht,
Der Blüten Schnee in deine Locken weht
Und deine Sehnsucht küßt in Liebesträume.

Das war der Frühling, Kind, der warm dich grüßte
Am Brunnen, als dir fast der Krug entglitt,
Dieweil ein Bursche dir zur Seite schritt
Und lieberfüllt zum ersten Mal dich küßte.
Das war der Frühling, Kind — — —

Das ist der Frühling, Kind, der nächtens leise
Am Kammerfenster an die Scheiben klist,
Im Mondlicht sprühend durch die Wiesen list,
Der dir erzählt und singt geheime Weise.



Gruß ins Tal.

Nach dem Gemälde von Carl Liner, St. Gallen-München.